



H. A. Cooper
Berlin
Jan. 1909



XVII. Jahresbericht 1891/92

über das

Königliche Wilhelms-Gymnasium

zu

Königsberg i. Pr.

von

Professor Dr. Emil Grosse,
Direktor.

Beilage:

Zur Erklärung von Goethes Gedicht Das Göttliche von Emil Grosse.

Königsberg i. Pr.
Hartungsche Buchdruckerei.
1892.

1892. Progr. Nr. 8.

Zur Erklärung von Goethes Gedicht Das Göttliche

(und Dauer im Wechsel)

von

Emil Grosse.

Zu dem Wertvollsten, was die Schule ihren Zöglingen mitgeben kann, gehört Verständnis von Goethes Gedicht Das Göttliche, fortwirkende Anregung zur Vertiefung in seinen unerschöpflichen Gehalt. Für ein Seitenstück zu dem Hohenliede der Liebe im 13. Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther darf die Ode gelten. In der schönen Besprechung desselben forderte Henry Drummond (Das Beste in der Welt S. 66) seine Zuhörer auf, dies Kapitel einmal wöchentlich zu lesen. Dies ihr Leben lang zu thun möchte ich auch unsern Schülern ans Herz legen und rate ihnen, Goethes Gedicht recht oft hinzuzufügen. Unser Trachten, das vornehmste aller Gebote, du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften und deinen Nächsten als dich selbst — das zu erfüllen fördert der Dichter; er ist einig mit dem Apostel, dass die Liebe das Grösseste ist und ewig bleibet. Zeige den Adel deines Wesens, Gott ähnlich, in hilfreicher Güte, in thätiger Liebe, durch Heilen und Retten, Nützlich-Verbinden, unermüdetes Schaffen des Rechten, so dass der Glaube an ihn durch dein Beispiel wachse! ruft er dir zu. Je inniger du nachempfindest, was er edlen Seelen vorgefühlt, um so bereiter wirst du werden, dem nachzuleben. Gefühl, geläuterte Empfindung erneuert dein Gemüt, treibt zum rechten Wollen, räumt Hindernisse, es zu vollbringen, in dir hinweg. Dazu ward dir die Kunst gegeben. Bediene dich der hohen, unschätzbaren Gunst und hebe dich empor! Bewahrt jene ihre Würde, wird sie nicht selbst gemein, so trägt sie dich in ihrem Zaubermantel über alles Gemeine rasch am Äther hin, solange du dauern kannst (Faust II Akt 3). —

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
5 Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
10 Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
15 Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

20 Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
25 Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Fasst bald des Knaben
Lockige Unschuld,
30 Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Grossen Gesetzen
Müssen wir alle
35 Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
40 Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
45 Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
50 Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Grossen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

55 Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
60 Jener geahneten Wesen!

In den meisten Ausgaben fehlt Vers 10: Ihnen gleiche der Mensch! In den ersten Drucken steht er wie in den Abschriften des Gedichts, die von Herder und Fräulein von Göchhausen im Goethe-Archiv zu Weimar vorhanden sind. In Goethes Handschrift der Gedichte für den 8. Band seiner Schriften (Leipzig bei Goeschen, 8 Bände, 1787—1790) und daher in diesem und den folgenden Drucken war er weggeblieben. Es kann nur aus Versehen geschehen sein. Auch Gustav von Loeper hat seine Ansicht darüber (Goethes Gedichte mit Einleitung und Anmerkungen, Berlin, Hempel, 1883 II S. 332) schliesslich geändert und in der Sophienausgabe angemerkt: „Ein triftiger Grund, den Vers zu streichen, lässt sich nicht erkennen, und andererseits wäre durch den Wegfall des Hauptworts der Mensch V. 10 dem Possessivum Sein V. 11 die Beziehung genommen, welche dann bis hinauf zu V. 1 gesucht werden müsste; diesen Übelstand würde der Dichter, bei einer absichtlichen Änderung, sicherlich durch eine etwas andere Fassung beseitigt haben."

An der ersten Form, die wir kennen, hat Goethe später sehr wenig geändert. V. 13 steht unfühlbar statt unfühlend, V. 28 wählt statt faßt in dem Tiefurter Journale (Stück 40 Ende 1783), in welches er „die Ode" gegeben; am 19. November 1783 hatte er sich dazu das Gedicht von Charlotte von Stein zurück erbeten. Eine Überschrift hat die Ode dort nicht; auch fehlt eine solche in Herders und des Fräuleins von Göchhausen Abschrift, in dem Verzeichnis der Gedichte Goethes von seiner Züricher Freundin Bäbe Schulthess (Sophienausgabe 1. Bd. S. 365) sowie in Friedrich Heinrich Jacobis Buche, in welchem das Gedicht mit Goethes Unterschrift zuerst mitgeteilt ist:[1]) über die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn, Breslau, Gottl. Löwe, 1785. Erst in der oben erwähnten Handschrift der 1789 für den

1) Auf zwei Blättern ohne Seitenzahl zwischen Titel und Vorbericht. Prometheus ist auf zwei gleichfalls nicht paginierten Blättern zwischen S. 48 u. 49 — nach Jacobis eigener Anweisung S. 11, also falsch gebunden in dem Exemplare, welches E. v. d. Hellen zu Band 7 der Briefe in der Sophien-

achten Band der Schriften ausgewählten und von Goethe selbst geschriebenen Gedichte steht die Überschrift Das Göttliche. In dem Abdruck der Berliner Ephemeriden der Litteratur und des Theaters vom 18. März 1786 S. 161 lautet sie: Der Mensch.

Dem richtigen Lesen, also dem Verständnis kommt man zu Hilfe, wenn man, wie bei Jacobi geschehen, die Worte kennen V. 6, ahnen V. 9, glauben V. 12, Natur V. 14, Glück V. 26, Unmögliche V. 38, Nützlich verbinden V. 48 auch für das Auge hervorhebt.

Bei nachstehendem Versuche war es, wie bei früheren, vor allem meine Absicht, das Gedicht aus dem Dichter selbst zu erklären, seine eigenen Worte so viel als möglich zu nutzen. Der Gewinn dabei ist ein doppelter: wir verstehen so das Einzelne am besten und lernen den Dichter mehr kennen.

Gedanke und Bau des Gedichtes.

Voll ertönt zum Eingange (Str. 1. 2) das reiche, tiefernste und fromme Grundthema und, nachdem ausgeführt, wie es möglich ist, dass der Mensch diese hohe Aufgabe im Gegensatze zu der Erscheinungswelt, im Einklange mit dem göttlichen Wesen erfüllt, er allein, dadurch seine Ähnlichkeit mit diesem, das Göttliche in sich, bekundend und den Glauben an dasselbe bestärkend, wiederholt sich das Thema siegreich zum Schlusse.

Der Mittelpunkt des Ganzen:

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche!

Vorher der Gegensatz (Str. 3—6), nachher die Ähnlichkeit (Str. 8. 9). Zwischen Erde und Himmel steht der Mensch, zu diesem führt er hin, Gott ähnlich in seinem Thun, wenn er durch sein Beispiel im Kleinen erstrebt, was dieser im Grossen thut, wenn er ihn, den alle ahnen, erkennen lässt in Anfängen, Ansätzen, Vorstufen der Vollkommenheit und so den Glauben an ihn festigt und kräftigt. Der Mensch ein „beginnendes Vorbild“[1]) Gottes, sowie das entwickelte Blatt im Keime vorgebildet liegt, „nur halb geformet und farblos.“ Das ist der Bau des Gedichtes. Die vier Teile des Mittelsatzes (Str. 7) entsprechen genau denen des Gegensatzes. Der Mensch vermag das Unmögliche, das, was ausser ihm nichts auf Erden vermag: nicht die Natur (d. h. alle Kräfte, die in der Aussenwelt walten), sie kann nicht hilfreich und gut sein, denn sie fühlt nicht mit (V. 13 und 24), sie unterscheidet nicht wie er zwischen Gut und Böse (V. 16), unterschiedslos spendet sie ihre Wohlthaten (Str. 3, dazu Matth. 5, 45) und wahllos zerstört sie auch (Str. 4, Gegensatz V. 46 ff., dazu Schillers Lied von der Glocke Str. 11). Und wie die Elemente nicht wissen, was sie thun, unbekümmert

---

ausgabe S. 310 benutzte — eingerückt „mit der dabei gebrauchten Vorsicht“, wie Jacobi anmerkt, d. h. ohne Goethes Unterschrift. Vergl. darüber Goethes Briefe an Jacobi und Charl. v. Stein vom 11. September 1785 und an Jacobi vom 26. September 1785 S. 92. 95. 101 des genannten Bandes.

1) Metamorphose der Pflanze V. 15 — „Im Keime andeuten“ nennt Goethe dies „Vorbilden“ in einem der schönsten Gespräche mit Eckermann, das auch seinem Inhalte nach durchaus zu unserem Gedichte gehört: über das Hilfreiche in der Natur (dass ein Vogel die Jungen des fremden füttert), über die Allgegenwart Gottes, „der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüte kommt.“ (8. Oktober 1827.) — Präformiert heisst es bei Herder in den Ideen.

ihren Weg gehen (V. 24), nicht unterscheiden und nicht wählen, so spielt der Zufall in dem Geschick des Menschen, in seinem äussern Ergehen („Glück“) willkürlich und rätselhaft;[1]) nicht hilfreich und gütig erscheint es, nicht einmal gerecht; nicht nach Verdienst und gerechtem Gericht (Gegensatz V. 44 f.) fallen die Lose, der Schuld folgt nicht die Strafe sogleich und „hart verletzt das Glück“ (Elpenor) oft die Unschuldigsten von Jugend auf. So regel- und wahllos Leben und Weben der Natur erscheint: so gleichmässig sicher und unabänderlich vollziehen sich doch ihre Gesetze. Auch der Mensch unterliegt ihnen. Wie alles vergeht er, und doch ist er durch die Anlage seines Wesens über alles andere emporgehoben. Trotz aller Vergänglichkeit kann er sich unabhängig machen von der Zeit, dem flüchtigsten Augenblick Dauer verleihen, dauern in allem Wechsel.

Diese mächtigen Gegensätze zu: unterschiedslos, wahllos, gesetzlos, dauerlos, führt Str. 8 weiter in ihren Folgen. Weil der Mensch allein unterscheidet zwischen Gut und Böse und wählet, darf er lohnen und strafen; aber noch viel mehr als das, nicht bloss nach Recht und Gerechtigkeit verfahren und nach strengem Gesetz richten, sondern er darf auch heilen und retten! Wie unendlich viel höher noch steht er dadurch der unfühlenden Natur, dem launischen Glücke, der Vergänglichkeit dieser Erde gegenüber! Alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden, das darf er, das kann er, er allein, denn seine Vernunft sieht oder ahnt Zusammenhang in allem; auch in dem scheinbar Ziel- und Regellosen erkennt er Zweck und die Ordnung der Dinge in ihrer ganzen Grösse, die Hände des lebendigen Gottes auch in den zerstörenden Kräften; „sind Liebesboten, sie verkünden, Was ewig schaffend uns umwallt.[2])

Und er weiss seinerseits zu Zwecken zu einen und auch das Fehlende und Falsche noch und das Zerstreute, Ziellose vernünftig zu leiten und zu ordnen, dienstbar zu machen, an den rechten Ort zu stellen, dass es nützlich wird. Zum Heile und zu Gedeihen schaffendem Einklange vermag er das Irrende, Schweifende zu verbinden; er triumphiert über Zeit, Notwendigkeit und Schicksal; das Chaos der Erscheinungen, das regellose Spiel des Zufalls entwirrt

1) Ebenso Schiller, Das Siegesfest Str. 7: „Ohne Wahl verteilt die Gaben, Ohne Billigkeit das Glück“ und das Glück V. 27; „Unter die Menge greift er (Zeus) mit Eigenwillen!“

2) Goethe, Faust II V. 11872 ff. Pater profundus:

So ist es die allmächtige Liebe.
Die alles bildet, alles hegt.
Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund,
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug.
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst am Busen trug;
Sind Liebesboten, sie verkünden.
Was ewig schaffend uns umwallt.

sich; staunend gewahrt er die ewigen Gesetze, wie alles weislich geordnet. „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen“ (Schiller, Tell IV, 3), zu „lohnen“, zu „heilen und retten“. „Wir verehren die Unsterblichen, als wären sie Menschen, thäten im Grossen, was der Beste im Kleinen thut oder möchte.“ Im Menschen offenbaren sich der Gottheit Spuren, in ihm und durch ihn, durch sein bewusst ähnliches Können.

So führt uns das Fühllose im Leben und Weben der Naturkräfte, ihr erbarmungsloser eherner Gang der Notwendigkeit auf der einen Seite und das Willkürliche, Blinde auf der anderen im Weltlaufe mit nichten zu kaltem, beschränktem Materialismus, zu schwarzgalligem, trostlosem Pessimismus oder zu Zweifeln an Gott und seinem Walten. Wir spüren etwas von seinem Wesen in dem unsrigen, nach seinem Bilde schuf er uns, wir ahnen ihn, gleichen ihm: geben wir ein Beispiel davon in unserem ganzen Thun und Denken, bilden wir ihn vor durch unermüdetes Schaffen des Nützlichen, Rechten! Das ist die wahre Verehrung Gottes, der echte Glaube, der in Liebe und Uneigennützigkeit thätig ist. „Durch helfende Liebe allein bewähren wir, dass wir Gottes Kinder sind.“[1])

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheissenden,
Euch ist der Meister (Christus) nah,
Euch ist er da! (Faust I V. 801 ff.)

Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt. (West-östl. Divan, Buch IV. 9.)

Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die That! (Wanderjahre, Buch 3, Kap. 1.)

That muss es sein auch deshalb, weil man nur so sich selbst erkennen lernt: „durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weisst gleich, was an dir ist.“ (Sprüche 2. 456. Zahme Xen. Abt. III 389 u. a., auch Tasso V, 5).

Hilfreiche Güte, Uneigennützigkeit, thätige Liebe ist unser Adel und — unser Glück! „Allgemein menschliches Wohlwollen,[2]) nachsichtiges, hilfreiches Gefühl verbindet den Himmel

1) Erich Schmidt, Aus dem Zeitalter der Humanität. Deutsche Rundschau, November 1888, S. 337, in den schönen Bemerkungen zu Goethes Epigramm auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig, welches ein Beispiel zu unserem Gedichte ist, wie Johanna Sebus, und in den „Schriften“ ihm folgte. — Vergl. Walther von der Vogelweide, der einen ähnlichen Ton anschlägt: daz ist niht rehtiu minne . . , swer mîn ze bruoder niht enwil, der spricht diu starken wort (d. zehn Gebote und Gott Vater) ûz krankem sinne. 22,3 L.

Zur Erklärung überhaupt siehe Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik S. 88 ff.

2) „Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer erfreut.“ Spr. in Prosa 40. XIX 26 H(empel). „Wenn wir mit Wohlwollenden von Angesicht zu Angesicht uns finden. geht das Herz uns auf.“ Prolog, 6. Aug. 1811, XI a. 245 H. „Wohlwollen unserer Zeitgenossen,

mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies" (IV 303 H. VII 136 f. S.) Humanus, „der beste Mann", „gewohnt für andre nur zu leben" (Die Geheimnisse Str. 26), zeigt es uns sowie Faust in seiner Vollendung.

Den höchsten Augenblick geniesst Faust, seine Seele gewinnend, im Vorgefühl von solchem hohen Glück unvergänglichen Segens nützlichsten, richtigsten Schaffens und Mühens für andere, für Land und Volk. Was fruchtbar gemacht ist, wird vor Verderben geschützt, kühn-emsig genutzt, zu blühendstem Gedeihen entwickelt, in Gemeinsinn bewahrt und durch nie rastende Arbeit erhalten und täglich neu erworben, so dass alle thätig-frei wohnen und handeln, ein jeder nach seiner Art und Kraft tüchtig, in vollendet geordneter Gemeinschaft und wahrer Freiheit.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draussen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht gewaltsam einzuschiessen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschliessen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.

„In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben herab die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe!" (Eckermann 6. Juni 1831). „Thätig wird er sich selten irren" (XIX 205).

Das bleibt zuletzt erprobtes Glück" III 348 H. „Lieb' und Leidenschaft können verfliegen; Wohlwollen aber wird ewig siegen." Zahme Xenien III Nr. 146. II 363 H.

Die Stelle aus Faust (II V. 11559 ff.) war auch deshalb anzuführen, weil sie als ein besonders schönes Beispiel zum Verständnis von V. 47 und 48 unseres Gedichtes beiträgt.

Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden!

Man kann dies nicht weit genug fassen in geistiger wie materieller Beziehung. Die ganze Kulturarbeit des Menschen umschliessen diese Verse. Sie gelten im Kleinsten wie im Grössesten. Wenn der Mensch die Wildnis lichtet und das Land urbar macht, die länderverknüpfende Strasse zieht, Flüssen die Bahn weist — wie vieles, was zuvor irrte und schweifte, verbindet er dann nützlich; wenn er erzieht, weise leitet, auch da noch führt, wo er nachgiebt, und mit Fehler und Irrtum so klug wie milde zu rechnen weiss, wie geschieht es auch da und in der forschenden und schaffenden Thätigkeit auf jedem Gebiete! Auf dem der Wissenschaft denke man nur an Sprachvergleichung und Heilkunde: welch' eine Fülle des nützlich Verbundenen, nützlich für Erkenntnis und Leben! Und auf dem Gebiete des Staates — was ist an Irrendem, Schweifendem nicht alles von einem Edlen wie Kaiser Wilhelm durch Gründung des deutschen Reiches nützlich verbunden, wie unermüdet das Nützliche, Rechte geschaffen!

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort.
Verein' und leite! Bessrer Hort.

Das ist unseres Dichters politisches Vermächtnis.[1])

Unser Gedicht aber ist sein Bekenntnis, Ausdruck seines innersten Wesens. Und was er uns in demselben „vorgefühlt", das hat er uns auch vorzuleben getrachtet: **„Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung."[2])**

Verwandtes.

Wie der Dichter von einem Beispiel (V. 10), das wir von Gottes Wesen in uns geben können, von einer Vorbildung (V. 59) desselben durch unser Leben in hilfreicher Güte spricht, so redet die Bibel von der Nachfolge Gottes. „So seid nun Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe, gleich wie Christus uns hat geliebet und sich selbst dargegeben für uns" (Epheser 5, 1 f.). „Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet, so sollen wir uns auch unter einander lieben . . . Daran erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns, dass er uns von seinem Geist gegeben hat. . . Gott ist die Liebe . . . Und dies Gebot haben wir von ihm, dass wer Gott liebet, dass der auch seinen Bruder liebe" (1. Joh. 4, 11—21). „Das ist die Botschaft, die ihr gehöret habt von Anfang, dass wir uns unter einander lieben sollen . . . Daran haben wir erkannt die Liebe, dass er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schliesst sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm? Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit" (1. Joh. 3, 11. 16—18). „In Christo Jesu gilt der Glaube, der durch die Liebe thätig ist" (Gal. 5, 6 *πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη*).

1) Vergleiche dazu Loeper in der 2. Ausgabe III 76.
2) Dichtung und Wahrheit Buch 14. XXII 168 H. XXVIII 288 S(ophienausgabe).

„So wendet allen euren Fleiss daran und reichet dar in eurem Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit (d. i. Erkenntnis, γνῶσις) und in der Bescheidenheit Mässigkeit (ἐγκράτεια), und in der Mässigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit (εὐσέβεια), und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe (φιλαδελφία) und in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe (ἀγάπη)!" (2 Petri 1, 5—7.)

„Darum, wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baut . . . Und wer diese meine Rede höret und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute!" . . .

So schliesst die gewaltigste aller Predigten, Christi Bergpredigt. Matthäus 7, 24 ff.

Nach Klopstock ist der höchste Gedanke: Gott nachahmen, und das höchste Glück und Lob: Nachahmer der Gottheit zu sein.

Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein und Vater des Vaterlands!

Lange sinnt er ihm nach, welch' ein Gedank' es ist:
Gott nachahmen und selbst Schöpfer des Glückes sein
Vieler Tausend! Er hat eilend die Höh erreicht
Und entschliesst sich, wie Gott zu sein!

Die von Sion herab Gott den Messias singt,
Fromme Sängerin, eil' itzt zu den Höhen hin,
Wo den Königen Lob, besseres Lob ertönt,
Die Nachahmer der Gottheit sind! (Friedrich der Fünfte 1750.)

Und der Psalmist preist uns ob solcher Höhe bei aller Kleinheit: Was ist der Mensch, dass Du, Herr, seiner gedenkest und des Menschen Kind, dass Du dich seiner annimmst? „Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott."[1])

Endlich ist noch auf Herder hinzuweisen. In den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, von deren erstem Bande (1784) Goethe gesagt hat,[2]) dass viele Ideen darin ihm angehören, besonders im Anfange, weil die Gegenstände gemeinschaftlich durchgesprochen wurden, steht besonders Schönes und zu dem Ideenkreise unseres Gedichtes Gehöriges im 6. Kapitel des 4. Buches, überschrieben: Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet, Bd. 13, 161 ff. Suph.: „Religion ist die höchste Humanität des Menschen . . . Sobald der Mensch seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders als ein Tier ansah, musste er unsichtbare mächtigere Wesen vermuten, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion . . ., die Belehrerin der Menschen, die ratgebende Trösterin ihres so dunkeln, so

1) Psalm 8, 5. 6. So ist nach der revidierten Lutherbibel zu übersetzen.

2) Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Leipzig 1832. 2. Aufl. 1856 S. 32. In Goethes Gesprächen herausgegeben von W. v. Biedermann II S. 247. — Haym, Herder II 203 ff.

gefahr- und labyrinthvollen Lebens . . . Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele.

„Aber sie ist mehr als dies: eine Übung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt: so muss er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Tiere sind geborne Knechte im grossen Hause der irdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal tierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe: denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut, und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so musst du gehen: die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum **Nachbilde der Gottheit** in deinem irdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe . . . .

„Dass mit der Religion auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollten, zu dessen Erkenntnis wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel; wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach; ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können: und es sollte für uns keine andere möglich? für unsere gewisseste, beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich sein? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt: sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Notdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Teil beständig im Kampf mit dieser Notdurft: gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Riss also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine blosse Schattenherde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum **Glauben** zusammen, und wand der Humanität eine unsterbliche Krone."

Herder, vom Christentum und Antichristentum 20, 252 f.: „Gott will, dass man ihn im Geist und in der Wahrheit anbete und ihn dadurch liebe, dass man als sein Kind, d. i. ein freier edler Mensch, statt Gottes auf Erden handelt."

Dauer verleihen.

Wenn die siebente Strophe, V. 37—42, der Schwerpunkt des ganzen Gedichtes ist, so kann man ihren Worten nicht genug Tiefe und Weite beimessen. Preislieder wie das des Sophokles *Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει* reichen selbst mit dem: *ἄπορος ἐπ' οὐδὲν ἔρχεται* nicht heran an diese Höhe und diesen Umfang: Nur der Mensch vermag das Unmögliche!

Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen

keineswegs nur durch das, was er „für die Zukunft aufbaut" (Viehoff, Goethes Gedichte II[3] S. 101) oder „durch eine aus freiem Willen mit sittlicher Kraft ausgeführte That" (Düntzer, Goethes Gedichte III[2] S. 340), oder „durch schöpferische, fortwirkende Thaten und Werke (Frick, Epische und lyrische Dichtungen S. 815), oder weil er „das Gute, was jemand gethan, in der Erinnerung festhalten und es nach vielen Jahren noch dankbar ihm vergelten, der frevelhaften That noch in später Zeit die ihr gebührende Folge geben kann" (Franz Kern, Goethes Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen, Berlin, Nicolai, 1889 S. 91) — das sind alles nur Teile des Ganzen: — sondern durch **jedwede Äusserung des geistigen Vermögens** kann der Mensch empfindend, denkend, handelnd dem Augenblicke Dauer verleihen für sich sowie für andere, ja für alle, in seinem Leben sowie in dessen Folgen, die unendlich sein können, wenn er unermüdet das Nützliche, Rechte schafft. Was er in einem Augenblick, in schönen, besonders glücklichen Stunden durch ein Wort, das er gehört, durch ein Buch, durch einen Menschen, den er kennen gelernt, einmal erlebt oder innerlich erfahren, empfunden und erkannt hat, das wird oft entscheidend für sein ganzes Leben und gewinnt Dauer in seinem Wesen, in Erkenntnis, Überzeugung, sittlichem Streben, in seinem ganzen Sein, in seiner Gesinnung, seinem Ethos[1]) oder, wie wir gewöhnlich, aber nicht besser sagen, seinem Charakter und dem entsprechenden Thun und Schaffen.

Die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft![2])

Wie oft ist jenes geschehen und wird geschehen. Wohl dem, der früh einen solchen Keim der Ewigkeit für sein Leben gewinnt, Augenblicke geniesst, in denen er, sei es im höchsten Glück, sei es in tiefem Schmerz, Gottes und der Ewigkeit sicher, seiner eigenen Übersinnlichkeit und Unvergänglichkeit lebendig und unumstösslich sich bewusst wird, wo mit göttlichem Leben sein Busen sich füllet,

Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reichet.[3])

Paulus,[4]) Augustinus,[5]) Luther sind grosse Beispiele, aber nicht die einzigen. Die Königin Luise verlieh jenem Augenblicke, in welchem ein Wort Goethes auf sie einen so tiefen,

---

1) Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik S. 58.
2) Goethe, Zur Logenfeier II 426 f. H. III 67 f. S.
3) Achilleis V. 397.
4) Apostelgesch. c. 9. 5) Confessiones VIII 29 f. Vergl. auch III 7.

errettenden Eindruck machte, Dauer in ihrem Leben und zu ewigem Segen.[1]) Goethe selbst knüpft in seinen Sprüchen in Prosa, Ethisches 2. Abt. XIX S. 43 f. H., daran eine Bemerkung zu der „schon in die Ewigkeit sich erstreckenden Wirkung" eines Buches, die hier nicht fehlen darf: „Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie sein Brot mit Thränen ass,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend sass,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.

Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamen Verbannung, zu grenzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?"

Viele andere wissen in ihren Lebensgeschichten und Bekenntnissen von solchen Augenblicken zu erzählen, in denen sie ihren Beruf, ihre Aufgabe erkannt, des ihnen Gemässen gewiss geworden sind, und denen sie in der Erfüllung dieses Berufes und ihrer Aufgaben Dauer verliehen zu eigner Freude und Glück und zum Wohle der Gesamtheit.

Tag und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Lebens Vollgewinn.[2])

Wie reich ist insbesondere die Geschichte der Erfindungen an so fruchtbaren Augenblicken, welche nun dauern für alle Zeit! Oder in der Geschichte der Staaten, welch' unvergängliche Augenblicke grosser Entschliessungen, richtigen Einsehens und Erfassens, unvergänglicher als der Staat, für den sie entscheidend oder bedeutend waren und in dessen Entwickelung sie Dauer gewannen, Augenblicke, verewigt im Gedächtnis der Menschheit und in immer erneuter Begeisterung!

Aus dem Kreise, welcher das Dasein des Einzelnen begrenzt, setzt sich Anschauung, Streben, Gesinnung fort in denen, die sich mit ihm innig berühren.

Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.[3])

1) Louise, Königin von Preussen. Der preussischen Nation gewidmet [von Frau v. Berg, später von Adami überarbeitet]. Berlin 1814. 8. S. 49 f, bei Nicolovius, über Goethe, Leipzig 1828 S. 381 f.: „Alles, was sich ereignet hatte, schien ihr unter dem Einfluss eines finsteren Schicksals zu stehen, welches über ihr Land und über ihr Haus gekommen war. So entstand einen Augenblick in ihrem frommen Gemüt der Zweifel, ob — was geschehen war — einem Schicksal zu widerstreben, welches durch eine höhere Macht über die Welt gekommen zu sein schien, richtig, und ob, was ihr das Rechte gedünkt, auch wirklich das Rechte gewesen sei; und in diesem bedrängtesten Augenblick ihres Lebens erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Goethes Wilhelm Meister und schrieb ihn in ihrem Tagebuche nieder: Wer nie sein Brot mit Thränen ass u. s. w. Ortelsburg, den 5. December 1806. Goethe, W. M." Wie die Königin in der Folge über das „finstere Schicksal" dachte, zeigt uns am erhebendsten ihr „politisches Glaubensbekenntnis" in dem Briefe an ihren Vater, Königsberg, Mai 1809.

2) Goethe, Zwischen beiden Welten I 199 H. IV 45 S. 3) Epilog zu Schillers Glocke.

Ist er ein so Grosser, wie der, welchem diese Worte gewidmet wurden, so geht seine Kraft von Geschlecht zu Geschlecht. Seine Werke folgen ihm nach. „Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."[1])

In dem Vergangenen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.[2])

Zu diesen schönen Thaten gehören alle Lichtgedanken, welche in Einem aufgeleuchtet in der Gunst des Augenblicks, Form in seinem Geiste gewannen, und denen er dann Dauer verlieh in den Lehren und Werken seines Lebens. „Alles Göttliche auf Erden ist ein Lichtgedanke nur," sagte Schiller (Gunst des Augenblicks); wie erweitert sich in dieser Gedankenreihe Macht und Dauer des Augenblicks, des „mächtigsten von allen Herrschern"!

Sie können nie wieder verlöschen, jene Lichtgedanken, sie behalten ihren Wert in der Menschengeschlechter unendlichem Daseinskreise.

Ein geistreich-aufgeschlossnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.[3])

Allerdings kann es durch der Zeiten Ungunst, Verworrenheit, Entartung und Unnatur verdunkelt, „mystisch" werden, wie es in Schillers Genius V. 34 heisst,[4]) aber den „heiligen Sinn hütet" es doch immer, es behält ihn unverlierbar und dauert; „in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch", und ein „Forscher", der wieder „reines Herzens hinabsteigt, beschwört es" wieder und erweckt es zu neuem Leben und Wirken.

Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.[5])

Alles Wahre bleibt fruchtbar und das Fruchtbare allein ist wahr.[6])

Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.[7])

---

1) Goethe, Winckelmann. XXVIII 229 H. XLVI 69 S. 2) Zur Logenfeier. 3) Lebensgenuss.

4) Bleibt unverstanden, wenn man mit Viehoff unter „mystischem Wort" „eine schwerverständliche, philosophische Sprache", also „eben die schwerverständlichen philosophischen Formeln" (Cottasche Schulausgabe von Schillers Gedichten), versteht, von denen zu Anfang des Gedichtes die Rede ist. Das Gegenteil ist das „mystische Wort"! Nichts von „des Systemes Gebälk", „der Schule dunklen Wörtern" und „Mumien", sondern: was einst „das unentweihte Gefühl" in göttlicher Eingebung als richtig verkündete („Orakel"), was aber der „entadelten Brust" unverständlich, ein Geheimnis geworden ist. Gerade die einfachsten, aber tiefsten Wahrheiten werden in Zeiten „vermessener Willkür" (V. 29) die mystischsten, den Aufgeklärtesten, d. h. den sich am klügsten Dünkenden, eine Thorheit. — Falsch ist auch die Erklärung des deutschen Lesebuchs für österreichische Gymnasien von Kummer und Stejskal VII S. 406: „Nur in der Tiefe der Seele findet der Denker noch das Gefühl für das Rechte und verkündet es als Sittengesetz in geheimnisvollen mystischen Worten." Nein, in den allereinfachsten und wieder allen verständlichen Worten verkündet gerade das alte verloren gegangene Wahre von neuem, wer reines Herzens und tiefen Geistes es in seiner Grösse und Einfachheit und Wahrheit wieder erkannt und erfasst hat Gerade mit den einfachsten Formeln entzaubern die Beschwörer (V. 35).

5) Goethe, Zahme Xen. Abt. III 134. II 361 H. 6) Vermächtnis III 191 H III 83 S.

7) Zahme Xenien Abt. II 119. II 359 H.

Des Propheten und des Apostels Wort: „der Gerechte wird seines Glaubens leben,“ (Habak. 2,4. Röm. 1,18) war „mystisch“ geworden, Luther beschwört es wieder, entzaubert es aus seinem langen Schlummer und verleiht ihm neues Leben und Dauer. Als er es erfasst hat, erzählt er:[1]) „Da ward ich fröhlich, und also that sich mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auf,“ und er eröffnete sie andern fort und fort. Und an die grösste That, die dann in der Entwickelung unseres Geisteslebens folgte, denke man, an die Kants: „Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert.“ (Schiller, Über Anmut und Würde XV 201 H.)

Wenn wir bei solchen Thaten „Rat suchen“,[2]) nicht bei dem Flüchtigen, Vergänglichen; das Wahre, Schöne, Gute, was gedacht, ergründet, aufgeschlossen, gebildet, gethan ist, auf uns fortwirken lassen, uns „ihnen verbinden“, wie Goethe der Frau von Spiegel ins Stammbuch schrieb — die Strophe passt schön in unsern Gedankenkreis[3]) —; wenn wir den Sinn, in welchem die Edelsten lebten und schufen, zu verstehen, uns anzueignen, zu erhalten und zu überliefern suchen, jeder an seinem Teile auch im kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Kreise:

so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft,[2])

die Gesinnung, in der er das Nützliche, Rechte für sich wie für andere unermüdet sucht und schafft.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an. (Schiller, das Unwandelbare.)

Dauer im Wechsel.

Dass wir durch unser ganzes geistiges Vermögen dem Augenblick Dauer verleihen, uns über Zeit und Wechsel erheben können, unvergänglich sind durch dieses unser göttliches, ewiges Teil, dies sagt uns Goethe auch in einem anderen Gedichte, das man immer mit dem „Göttlichen“ und seinem Dauer Verleihenden hätte in Verbindung bringen sollen: „Dauer im Wechsel.“ (I 76 H. I 149 S.) Was wird dir als Unvergängliches dort verheissen?

Der Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

1) Vergl. Köstlin, Martin Luther. 2. Aufl. I 97. 103. 105. 113. 225. II 254.
2) Goethe, Zur Logenfeier.
3) II 449 H. IV 34 S,:

Wie denn das Gute, Schöne nimmer schwindet
Und, immer wirkend, immer sich erhält,
Sich ungesäumt zum höchsten Wahren findet.
Als lebend zu Lebendigem gesellt;
Und glücklich ist, wer ihnen sich verbindet,
Beständig bleibt ihm die bewegte Welt.

Wie die siebente Strophe des Göttlichen sind auch diese Worte von andern meines Erachtens viel zu eng gefasst. Düntzer, Goethes lyrische Gedichte II [2] S. 191: „Dankbar musst du anerkennen, dass dir die Muse unvergängliche Gaben verspricht, tiefen Gehalt in vollendeter Form." Anmerkung: „Das, dessen Unvergänglichkeit die Muse verspricht, sind eben die beiden notwendigen Bestandteile eines vollendeten Gedichtes. Die Form ist nicht nur die äussere, sondern ganz besonders die innere, auf welche G. den höchsten Wert legte. Beide dauern ewig in dem durch sie geschaffenen Liede fort." Franz Kern, Goethes Lyrik S. 111: „Str. 5 V. 7 und 8. Die Gedanken und Gefühle in der Menschenbrust, dichterisch gestaltet." R. Franz, Goethes Gedichte. Auswahl. Velhagen und Klasing. S. 184: „Die Form in deinem Geist, die Gedanken und Gefühle (den Gehalt in deinem Busen) dichterisch (künstlerisch) zu gestalten." Viehoff, Goethes Gedichte I [3] S. 143: „Die Schlussstrophe weist tröstend auf ein Dauerndes in all diesem Wechsel hin: wer den Gewinn wissenschaftlicher Forschung, den Erwerb bedeutender Lebenserfahrungen, den Ertrag ästhetischer Bildung in seinem Busen (!) aufzubewahren und ihm mit künstlerischem Geiste Gestalt und Form zu geben weiss, der bereitet sich einen unvergänglichen Schatz, welcher ihn treu durch alle Abwechselungen der Natur und des Menschenlebens hindurch begleitet." Und wer das Letztere nicht weiss? Wer nichts mit und aus seinem Geiste künstlerisch gestalten kann, so viel Köstliches er auch in demselben fasst und bewahrt, der hat keine Form in seinem Geist? Dem ist nichts Unvergängliches verheissen? Für den giebt's keine Dauer im Wechsel? So parteiischer Austeilung ihrer Gaben sollte in diesem Gedichte trotz seiner trostreichen Überschrift — der gegenüber der Schluss doch eher enttäuschend als „tröstend" ist — „die Natur in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist", beschuldigt werden, entgegen dem Resultat höchster Philosophie? (Kant, Kritik der reinen Vernunft von Meinen, Glauben, Wissen, gegen Ende.)

Man wird antworten: von den Musen werde einem solchen in der That nichts Unvergängliches verheissen, nur von ihren Verheissungen sei ja am Schluss des Gedichtes die Rede:

> Danke, dass die Gunst der Musen
> Unvergängliches verheisst.

Hier liegt der Grund des Missverständnisses, jener engen Auffassung von Gehalt und Form, welcher man auch in Grimms Wörterbuche begegnet unter Gehalt Bd. IV, 1. Abt. 2. Hälfte Sp. 2317: „d) Gehalt und Form künstlerisch, ästhetisch", dazu unsere Stelle und aus Goethes Pandora: Denn einzig veredelt die Form den Gehalt. Unter Form Bd. III Sp. 1899 wird „Form gegenüber Gehalt (nur abstrakt gefasst)" unter 10) aufgeführt und durch unsere Verse (mit Wiederholung des Druckfehlers mancher Ausgaben denke statt danke) belegt.

Giebt es denn aber nur Musen der Kunst? Nicht auch der Wissenschaft? Keine Urania, keine Klio? Schützt nicht Thalia selbst Ackerbau und ländliches Leben? Viehoff erweiterte deswegen wenigstens „Gehalt"; aber „Form" fasst auch er nur „künstlerisch". Goethe selbst führt uns zum Richtigen. In dem Gedicht „Physiognomische Reisen" V. 11 ff. wird das Reich der „Neune, der Grazien nächster Verwandten" in seinem ganzen Umfange bezeichnet:

> Ihnen allein ist gegeben, der edlen stillen Betrachtung
> Vorzustehen!

Durchaus im Sinne der Alten, denn Bildung der Seele ist bei Plato Musik. Pol. II 376 e ἔστι δὲ . . . . ἡ μὲν ἐπὶ σώμασι (παιδεία) γυμναστική, ἡ δὲ ἐπὶ ψυχῇ μουσική. Loeper hat daher Recht, wenn er S. 520 des 2. Teils seiner Ausgabe von Goethes Gedichten mit Einleitung und Anmerkungen erklärt: „Musen, im weiteren Sinne Religion, Wissenschaft und Kunst."[1]) Wenn er aber fortfährt: sie „verheissen Unvergängliches, die Ausbildung deines Geistes, die positiven und formalen Schätze der menschlichen Kultur," so werden „Gehalt" und „Form" dadurch nicht deutlich.

Was wir in unserem Inneren finden, das ist der Gehalt; was wir daraus machen, machen können, das ist die Form in unserem Geiste.

Dass es jedem eingeboren, dass sein Gefühl hinauf und vorwärts strebt (Faust V. 1092 f.), aufwärts an den Busen des Alliebenden Vaters (Ganymed); dass wir von Gottes Dasein so durchdrungen sind, wie von unserem eignen; dass die Tugend uns kein leerer Schall ist, wir uns gedrungen und verpflichtet fühlen, sie zu üben im Leben; dass wir uns aus uns selbst bestimmen, über alles Irdische uns erheben können; dass Gottes Gesetz in unserem Herzen ist (Jerem. 31, 33), dass wir „Gott im Busen" (Schiller), das Gewissen als Centrum (Goethe, Vermächtnis), das moralische Gesetz (Kant) in uns haben; dass wir das Gesetz wie den bestirnten Himmel „unmittelbar mit dem Bewusstsein unserer Existenz verknüpfen"[2]) — diese Gefühle, diese Überzeugungen, diese Ideen und der Glaube an sie: — das ist unsere geistige Substanz so zu sagen.

Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Schillers Worte des Glaubens umfassen diesen Gehalt. Mit Kant gesprochen, sind es unsere Vernunftbegriffe, Ideen, Postulate der reinen Vernunft: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Ewige Wahrheiten nennen es andere, der Apostel: Glaube, Hoffnung, Liebe.

Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt. (Goethe, Faust II Akt 3.)

Dass wir aber diese Ideen zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, Begriffe bilden, Schlüsse ziehen können, zum Ausdruck dessen fähig sind und nach Erkenntnis zu handeln uns zu entschliessen vermögen, also Denk- und Gestaltungskraft im weitesten Sinne — das ist die Form in unserm Geist. In die Erscheinung tritt diese jenen Inhalt formende, ihn fassende Kraft, wie wir auch höchst bezeichnend und die Sache aufklärend sagen, aufs mannigfachste, aber die Ergebnisse sind es nicht, welche verbürgen, dass wir ewiger, göttlicher Natur sind, sondern unser Geist mit seinem Vermögen, unsere Vernunft mit ihren Fähigkeiten, dauernd in allem Wechsel. Durch sie wird dem Menschen das Unmögliche möglich:

Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

1) In dem Citat zum Sprichwörtlichen N. 143. 144. 2. Ausgabe III 68 verengert Loeper den Gedanken wieder wie die übrigen Erklärer.

2) Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Beschluss.

Wenn Vernunft „überall zugegen,

Wo Leben sich des Lebens freut,
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit,“[1])

dann „versäumen wir nicht die reiche Welt“,[2]) spüren das Bleibende, Ewige um uns und an uns, „dann denk' ich es ganz, dass Du mich ewig schufst,“ (Klopstock, dem Unendlichen), dann erkennen wir uns „in notwendiger Verknüpfung“[3]) mit der übersinnlichen Welt, gewahren Ordnung und Zusammenhang überall, werden uns dieser ewigen Ordnung bewusst,[4]) erstreben sie für uns, für unser Thun und Sein:

Liegt dir gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig treu,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.[5])

Wir erkennen dann unsere Bestimmung:

Nichts von Vergänglichem,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.[6])

Oder wie es Goethe auch ausdrückte: „Der Mensch wandelt auf der Erde, um sich ein ewiges Dasein zu stiften; Pflicht und Tugend sind die einzigen Mittel dazu.“[7])

Wenn Vernunft „überall zugegen“, dann lernen wir „Lebendiges“ lieben, d. h. dasjenige, was richtig ist und fähig fortzuwirken, und entziehen uns „dem verstorbenen Zeug“, wie es Zahme Xenien 143 II 363 H. heisst, „lassen das Starre unterm Schleier,“[8]) schätzen nur das Fruchtbare und suchen fruchtbar zu wirken, am Ewigen, Dauernden mitzuarbeiten, „verbinden uns dem Guten, Wahren, Schönen“ (oben S. 13), trachten es zu erfassen, zu verstehen und wohl zu pflegen, womöglich zu mehren an unserem Teil. Dann vermögen wir das Unmögliche, verleihen dem Augenblick Dauer.[9])

1) Vermächtnis. 2) Zahme Xenien 361; II 391 H.

3) Kant, Kritik der praktischen Vernunft, Beschluss V 168 ed. Hartenstein.

4) Das war schon nach Anaxagoras des Menschen Bestimmung: den Himmel anzuschauen und der ewigen Ordnung sich bewusst zu werden.

5) Z. X. 263: II 377 H. Diese Anschauung und die „Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins“ (Dichtung und Wahrheit Buch 14. XXII 166 H.; XXVIII 284 S.) war Goethe besonders eigen. Er schrieb deshalb bei der Jubiläumsfeier des 7. November 1825 diesen Spruch unter sein Bild von Vogel mit obiger Variante: treu für frei, und liess ihn im Jahre 1830 auf einem besondern Blatte faksimilieren. — 6) Z. X. 24. II 346 H.

7) Naturwissensch. Korrespondenz I 316 und 277. Vergl auch Sprüche in Prosa 146: „wir sind deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen.“

8) Z. X. 362. II 391 H.

9) Wie der Schluss ist m. E. auch der Anfang der besprochenen Strophe von „Dauer im Wechsel“ anders zu erklären als bei Düntzer (II S. 191: „Lass auch das Leben so vergänglich sein, dass es einem Punkt gleicht, in welchem Anfang und Ende zusammenfallen, mag der Mensch rascher

Wie an „das Göttliche" haben wir auch an „Dauer im Wechsel" beim 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes zu denken, denn dasselbe ist nicht nur das hohe Lied der Liebe, sondern auch der Dauer im Wechsel: alles wird aufhören und vergehen, selbst Sprachen werden aufhören und Erkenntnis wird aufhören; „nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die grösseste unter ihnen!" Dass wir glauben, hoffen, lieben können „verbürgt uns ewigen Bestand". (Logenfeier.)

Auf

Glaube	Liebe	Hoffnung

ruht des gottbegünstigten Menschen

Religion	Kunst	Wissenschaft

diese nähren und befriedigen
das Bedürfnis

anzubeten	hervorzubringen	zu schauen

alle drei sind eins
von Anfang und am Ende
wenngleich in der Mitte getrennt.

---

dahingehen als die Gegenstände u. s. w."), Loeper (II[2] S. 520: „Lass es geschehen, ertrage, dass du selbst jener Vergänglichkeit mit unterworfen bist, dein Anfang und dein Ende nah zusammenfallen, du sogar schneller dahingehst als die Gegenstände") und Kern (S. 110: „Stelle dir vor und finde dich darein, dass dein Körper sich so schnell verändert, dass von irgend welcher Dauer (die zwischen dem Anfang und dem Ende läge) gar keine Rede sein kann"). Dann würde V. 33 f. nur wiederholt oder zusammengefasst, was vorher gesagt ist, und derselbe Gedanke steigerte sich V. 35 f. Wozu jene Wiederholung? Der Zusammenhang bedarf ihrer doch nicht. Und in den grossen Zügen dieses Gedichtes sollte Goethe eine verhältnismässig so breite Verbindung des Schlussgliedes mit den andern für gut befunden haben? Nein! Ein neuer Gedanke erscheint noch, ein bedeutender, der bei unserer Dauer im Wechsel gar nicht fehlen kann, dem der Dichter auch sonst oft Ausdruck verliehen hat, den Versen hier am ähnlichsten in den Sprüchen in Prosa 133: „Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende des Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann." Also: Mache ein Ganzes aus deinem Leben, wenn es auch schneller als Mauern und Paläste und alles Leblose vergeht, als flögen wir davon; sei dankbar, dass dir Unvergängliches verheissen ist. Je mehr jenes gelingt, um so eher und sicherer kann letzteres sich verwirklichen. — Nur so gewinnt doch auch das sich zusammenziehen in Eins seine volle Bedeutung: in sich geschlossen, ein Ring. Bleibe dir treu. „Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr (der Zeit) an", heisst es bei Schiller, das Unwandelbare. Vergl. Goethe, Sprichwörtlich 145:

Zerstückle das Leben, du machst dir's leicht;
Vereinige es, und du machst dir's schwer.

Wozu Loeper wie zu Spruch 130 unser Gedicht richtig citiert trotz seiner obigen Erklärung.

Vergl. auch Zahme Xenien VI 379: Sei du im Leben wie im Wissen u. s. w. II 395 H. und VI 384: Teilen kann ich nicht das Leben. II 396 H.

Diesen „schematischen Text“, mitgeteilt von Hermann Hettner im 5. Bande der Deutschen Rundschau, Oktober 1875 S. 26, legte Goethe einst einem Briefe an Karl Ernst Schubarth vom 21. April 1819 bei, den dieser „sich selbst auslegen und ausführen“ solle. Womit könnte ich unsere Betrachtungen würdiger schliessen als mit diesem Texte? Dieses Bedürfnis, auf jenem Grunde ruhend und so sich nährend und befriedigend, ist der Gehalt in unserem Busen und die Form in unserm Geist, unvergänglich, ewigen Bestand uns verbürgend und das Unmögliche möglich machend. So „begünstigte uns Gottes Güte“! Man übersehe ja nicht, dass auch dies in dem obigen Texte steht. Das muss immer von neuem denen gegenüber betont werden, die fortfahren von Goethes „Selbstgerechtigkeit“ zu reden; die nicht wissen, dass Goethe die Gnade im Anfang des zweiten Teiles von Faust leibhaftig erscheinen lässt und ihn mit der Rettung durch sie schliesst; die nicht beachten, dass Goethe eine Pandora schrieb, welche mit den Worten endet:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Gross beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk, die lasst gewähren.

Sie bilden den Schluss seiner gesammelten Werke; diese Worte sollten also das Letzte sein, was er seiner Nation zu sagen hatte. Es ist an der Zeit, diese hohen, ewiggiltigen Worte unseres Dichters endlich zu vernehmen! und sich in seinen Werken selbst zu überzeugen von der Richtigkeit dessen, was Wilhelm Scherer vor 13 Jahren in seiner Erklärung der Pandora (Deutsche Rundschau XIX, April 1879 S. 63) schrieb: „Ganz durchdrungen ist der Dichter von menschlicher Ohnmacht. Alles wird dem Menschen durch Gnade.“

Keines Menschen Leben genügt, den „Text“, den Goethe für dasselbe geschrieben, völlig auszulegen; aber eines jeglichen Leben ist es wert, dass es ganz an den Versuch, ihn auszuführen und der Mahnung unseres Gedichtes zu folgen, gesetzt werde.



